

Gedanken über Wohltätigkeit.

Von einer bürgerlichen Frau.

Wien ist seit jeher die Stadt der Kompromisse, der behaglichen Verschommenheit, das gelobte Land der Fortwurstler gewesen. Wenn die Bourgeoisie aus guten Gründen nirgends sonderlich geneigt ist, sozialen Tatsachen und sittlichen Wahrheiten ins Gesicht zu sehen, so ist sie bei uns von einer fast krankhaften Abneigung dagegen erfüllt. Ueber soziale Erscheinungen ernsthaft zu sprechen gehört entschieden nicht zum guten Ton. Es stört auch die Gemütlichkeit. Wenn man in bitterer Winterkälte ein Kind frierend und hungernd auf der Straße trifft, so gibt man ihm ein paar Heller, ist man ein besonders gründlicher Mensch, so läßt man ihm im nächsten Volkscasé eine warme Mahlzeit reichen. Dann geht man seiner Wege, stolz befriedigt von der eigenen Gutherzigkeit, mit dem besten Gewissen der Welt.

Sicherlich, es gibt auch einzelne, die die Sache bis zum letzten Ende der sozialen Pflichterfüllung verfolgen. Aber leider sind das meistens die, deren Einfluß nicht groß ist, und — vor allem — es sind eben nur die einzelnen, von hundert kaum einer. Die neunundneunzig aber stellen fest, daß es immer Reiche und Arme gegeben, sagen „So ist das Leben!“ oder sonst etwas Geistreiches und freuen sich, daß ihre eigenen Kinder vorsichtiger in der Wahl ihrer Eltern waren.

Der Wiener Bürger ist im Grunde nicht knauserig. Er gibt, nein: er „schenkt“ gern, wenn man ihm die Sache mundgerecht zu machen weiß und seine mit Gefühlseligkeit garnierte Eitelkeit auch ihr Recht dabei bekommt. Sein Wohltätigkeitsinn, das „goldene Wiener Herz“, es muß gerühmt und gelobt werden. Und wie ist es nicht gerühmt und gelobt worden während dieses fürchterlichen Krieges, der ebenso viele Existenzen als Leben schon vernichtet hat! Wie erstaunt und wie empört wäre aber unser Bürgertum, wenn man ihm statt der süßen Schmeicheelworte sagte, daß alles, was es getan, im besten Falle glatte Pflichterfüllung gewesen ist! In den meisten Fällen aber viel, viel weniger.

Gewiß, es geschieht sehr viel. Nur böswillige Voreingenommenheit könnte sich weigern, das voll und ganz anzuerkennen. Man hat niemanden, so zahlreich auch die Notleidenden sind, vergessen, man hat Aktionen und Aktionen ins Leben gerufen, hat für alle möglichen und auch für ein paar unmögliche Zwecke gesammelt, die Künstler haben sich aufopfernd in den Dienst der guten Sache gestellt. Daß dabei auch gelegentlich ein bißchen Vergnügbarkeit und Eitelkeit — der verschiedensten Schattierungen, denn es gibt deren so viele in Wien als früher Weißbrotforten — zu Worte kommen, ist nicht das Schlimmste. „Dienet Gott in Freuden“, sagt ein alter Bibelspruch. Warum also sollte man sich nicht zu Gunsten der Brothefenaktion ein bißchen amüsieren oder seine neue Auszeichnung durch verschiedene Zeitungen spazieren führen? Das schadet schließlich niemandem, und den Ernst der Zeit mit Würde ertragen ist auf die Dauer nicht jedermanns Sache.

Zwei andere Punkte aber sind es, die Beachtung verdienen. Vor allem: Wer gibt für diese Wohltätigkeitszwecke? Ich meine natürlich direkt und nicht im Umweg über Vergnügungen. Sieht man genauer, so muß man sagen, daß, wie zumeist, diejenigen die größten Opfer bringen, die am wenigsten besitzen. Das arbeitende Volk hat bis zu dem Zeitpunkt, von dem die Teuerung übermächtig wurde, bis zur Erschöpfung seiner letzten Mittel gegeben. Nicht aus Eitelkeit, nicht um sein gutes Herz rühmen zu hören, auch nicht aus kriegerischer Begeisterung, sondern aus purer selbstverständlicher Solidarität. Höchst bezeichnenderweise haben die wunden Soldaten im Arbeiterheim fast die reichste Weihnachtsbescherung erhalten und so mancher von denen, die dafür gespendet haben, wird wohl für die Festesfreude seiner Kinder keinen größeren Betrag zur Verfügung gehabt haben. Wie viele von der Bourgeoisie sich der gleichen Opferfreudigkeit wohl rühmen könnten?

Am nächsten kommt an Hilfsbereitschaft der Arbeiterschaft jene Gruppe von Menschen, die nur durch Neußerlichkeiten und durch den Namen vom Proletariat getrennt sind: die kleinen Beamten und Kaufleute, die Lehrer, die unbekannteren Rechtsanwälte, Ärzte und Techniker, alle die, die von ihrer Arbeit knapp und karg leben und von dieser Kargheit noch mühselig abgesparte Groschen der Allgemeinheit widmen wollten.

Auch die Bourgeoisie spendet für die Kriegswohltätigkeit, o ja, man kann sich jeden Morgen davon in allen bürgerlichen Tagesblättern überzeugen. In breiten Kolonnen stehen da mit schönen großen Lettern die Namen der edelbedenkenden Spender. Es sind mitunter auch ansehnliche Beträge verzeichnet, aber fast niemals stehen sie auch nur halbwegs im Verhältnis zu dem, was geleistet werden könnte, wollte man sich eine Beschränkung auferlegen, ein wirkliches Opfer bringen. Wenn der Herr Großindustrielle X oder gar der Herr Großgrundbesitzer Y tausend Kronen zeichnen, so wird ihre Gattin darum kein Perlenhalsband verkaufen, sie wird auf kein einziges Vergnügen, auf kein Krümchen ihres Luxus verzichten. Daher leistet der Mann viel, viel weniger als der Beamte, der zwei Kronen opfert und dafür zehnmal zu Fuß ins Büro wandert.

Es läßt sich bei allen schönen Tonarten von Hochherzigkeit und Edelmut nicht leugnen, daß im großen und ganzen jene Kreise, die an dem Kriege profitieren: der große und kleine Grundbesitz, der Großhandel und die Industrie, verhältnismäßig am wenigsten hergeben. Keiner — ich getraue mich Kühn das zu behaupten —, keiner gibt so viel, daß er es am eigenen Leibe fühlt. Und dazu gerade dazu sollte er verhalten werden.

Und darum brauchen wir eine Kriegsteuer, eine Steuer, die ausnahmsweise einmal jene trifft, die viel besitzen oder doch viel verdienen, brauchen sie jetzt, solange außerordentliche Verhältnisse noch außerordentliche Maßnahmen ermöglichen. Es sollen nicht immer die geben, die einen Schritt weiter selbst der öffentlichen Mildtätigkeit überliefert sind, es sollen jene geben, die im Ueberfluß leben, die besitzen, mehr noch: jene, die jetzt nicht durch persönliche Leistung, sondern durch „glückliche“ Konstellationen gewinnen. Sie sollen nicht mit der schönen Geste der